

Marica Bodrožić

Kirschholz und alte Gefühle

btb



Roman

Ausgerechnet der Krieg ist es, der Arjeta von Sarajevo nach Paris bringt und die Wurzeln legt für eine radikale Liebesgeschichte, die ihr ganzes Leben verändert und schließlich nach Berlin und ins Herz unserer Zeit führt. Hier geht die junge Frau sich selbst und ihrem Bewusstsein auf den Grund, durchwandert in starken und leuchtenden Bildern eine Welt, die es im Außen nur noch in Rissen gibt, im Innen aber ist die Verwandlung ein neuer Ort geworden.

MARICA BODROŽIĆ wurde 1973 in Dalmatien geboren. 1983 siedelte sie nach Hessen über. Sie schreibt Gedichte, Romane, Erzählungen und Essays. Für ihre Bücher erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Förderpreis der Literatur von der Akademie der Künste in Berlin, den Kulturpreis Deutsche Sprache und den Kranichsteiner Literaturpreis sowie den Preis der LiteraTour Nord. Marica Bodrožić lebt als freie Schriftstellerin in Berlin.

Marica Bodrožić

Kirschholz
und
alte Gefühle

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright dieser Ausgabe © 2012 Luchterhand Literaturverlag,
München, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Umschlaggestaltung: Umschlaggestaltung: R.M.E., Rosemarie
Kreuzer/Ruth Botzenhardt unter Verwendung eines Motivs von
© plainpicture/Zenshui

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

KS · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74752-8

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

It appears now that there is only one
age and it knows
nothing of age as the flying birds know
nothing of the air they are flying through
or of the day that bears them up
through themselves

W.S. Merwin, *The Shadow of Sirius*

erster tag

Die Vögel haben sich alle versammelt. So ist es immer. Wenn ich irgendwo neu bin, kommen die Vögel und wollen mit mir reden. Ich wollte nie viel reden. Das hat mich seit jeher müde gemacht, und wenn ich mehr als drei Sätze gesagt habe, hat mein Körper sich angefühlt wie der Körper einer Fremden. Als die kleinen Risse in meinem Bewusstsein begannen, wurde das Müdesein beim Reden immer schlimmer für mich. Ich entdeckte Lücken in meiner Erinnerung. Unser Arzt sprach von Anfällen. *Pétit mal*. So nannte er die Pausen in meinem Gedächtnis. Manchmal wurde mein Kopf von einer mir unbekannten Kraft nach hinten gezogen. Vor den Augen meiner Familie war kein Entkommen. Und wenn das kleine Übel vorbeigezogen war, nannten meine Eltern mich ihre Sternguckerin. Ihre Worte pulverisierten sich in mir. Sie schienen es alle zu bemerken. Vor allem meine Mutter hielt mich unter strenger Beobachtung, Wochen, Monate ging das so, bis sich alle ein bisschen an meinen kleinen Makel gewöhnt hatten. Meine Absenzen waren mir selbst im Augenblick, in dem sie stattfanden, nicht bewusst. Erst später tauchten Fragen, unbekannte Bilder und Sätze auf. Mutter fing an zu beten und schüttelte mich, jedes Mal wenn es geschah. Sie stif-

tete alle in meiner Umgebung an, mich genau in Augenschein zu nehmen.

Es geschah zum ersten Mal, als ich sechs Jahre alt war. 1978. Onkel Milan und Tante Sofija verschwanden mitten im Sommer aus unseren Leben. Ich spürte ein Kribbeln in meinem Hinterkopf. Dann schien ein Kreis in meiner Stirn geschlossen zu werden. Ein Picken zwischen meinen Augen. Der Specht vergnügt sich pickend am Baum. Die Spatzen, in den Beeten. Die Stare, am Kirschbaum. Und wer machte das immerzu in meiner Stirn? Ich bekam keine Antworten, das nicht, aber ich lernte, in meine Fragen hineinzuleben.

Im Treppenhaus ist mein neuer Nachbar zu hören. Im Hof das Gezwitscher der Vögel. Ein großer Gesang mal wieder. In den Bäumen. Ich werde begrüßt. Besonders eine Maulbeere liebe ich. In meiner neuen Wohnung ist es ruhig. Berlin. Eine Stadt, in der seit dem Mauerfall immer alle leben wollten. Der neue Nachbar ist ein Läufer. Stahlblaue Augen. Sehr höflich, ein minimalistischer Westdeutscher. Er sieht freundlich aus und hat keinen Sinn für Mode, scheint ein bisschen in den Achtzigern stecken geblieben zu sein. Ich habe ihn schon bei der Wohnungsbesichtigung im Treppenhaus getroffen. Wir haben kurz miteinander gesprochen. Er hat etwas über das Jahr des Mauerfalls gesagt, irgendetwas mit Fieber. 1989 war ein Fieber. So etwas hat er, glaube ich, gesagt. Alle wollten nach Berlin. Historische Verlockungen. Mich hat das nicht interessiert. Ich war Studentin an der Philosophischen Fakultät und wollte nicht nach Berlin, ich wollte nach Paris.

Bei dieser Gelegenheit erklärte mir Vater, warum Onkel Milan aus Jugoslawien verschwunden war. Er war aus politischen Gründen geflüchtet und lebte seit dem Ende der Siebzigerjahre mit seiner Frau Sofija in der Nähe von Versailles, in einem Ort namens Meudon Val-Fleury, umzingelt von Wäldern. Mutter und Vater war es wichtig, dass ich immer zu unseren Verwandten gehen konnte. Deshalb waren sie sofort einverstanden und erlaubten mir, in Paris Philosophie zu studieren. Seit Großvaters Diplomatenzeit hatte das Tradition in unserer Familie. Vor allem Mutter war es wichtig, dass ich andere Sprachen nicht nur theoretisch lernte, sondern im Leben selbst, dass ich herauskam, in die Welt, wie sie es ausdrückte. Die Partei sah das nicht gerne. Meine Mutter war nicht zum Gehorsam erzogen worden und deshalb war ihr das egal. Bei jeder Gelegenheit holte sie ihr Kahlschlagargument hervor und erklärte allen, die es hören und die es nicht hören wollten, dass die ganze Region, in der einst, der Donaumonarchie sei Dank, fünf Sprachen zum Alltag eines jeden Vollidioten gehört hatten, schlicht und ergreifend provinziell geworden sei. Vehement vertrat sie ihre Überzeugung, dass jede Politik, die auf den Nationalstaat als das Nonplusultra setzt, absoluter Unsinn sei, zum Scheitern verurteilt. In der Realität sei der Nationalstaat Fiktion unterster Kategorie. Da niemand wusste, wie ihr darauf zu antworten war, schnaufte sie nur zufrieden und genoss triumphierend ein Stück von ihrem Käsekuchen. Mir war Habsburg-Ungarn egal, kannte ich die Monarchie doch bloß aus Geschichtsbüchern.

In jenem Friedenssommer vor unserer Reise nach Frankreich hatte mein Vater viel an der Universität zu tun gehabt. Als er endlich seine Vorlesungen beendete, packten wir frohgemut die Koffer. Seine Studenten der Rechtsphilosophie waren alle gleich nach der letzten Vorlesung in den Süden verschwunden. Mutter war mit meinen Brüdern schon seit zwei Wochen in Istrien. Wie jeden Sommer waren sie zuerst ans Meer zu unserer Großmutter Inge gefahren. Sie verwöhnte sie fortwährend mit selbstgemachter Pasta und sorgte mit ländlichen Trüffelrezepten für euphorische Liebesbekundungen ihrer Enkelkinder. Aber berühmt war sie in der ganzen Familie für ihre Bratkartoffeln. Sie waren das einzige, das sie von früher bewahrt hatte und das uns in ihrer istrischen Küche an ihre deutschen Wurzeln erinnerte.

Sonst war ich immer die erste, die nach Istrien fuhr. Ich hätte für Omas Bratkartoffeln und Trüffellorgien mein Leben gegeben. Seit Großvater nicht mehr bei ihr lebte, war sie eine gute Köchin geworden. Die Verlockung aber, allein mit Vater nach Paris zu reisen, war größer als alles andere. Auf dieser ersten Reise nach Frankreich wollten wir uns um meine Einschreibung kümmern und die Verwandten besuchen. Wir freuten uns auf die guten Croissants und den französischen Café Crème, den Vater, ganz und gar ernsthaft, zu den wichtigsten Geheimnissen und Errungenschaften der Grande Nation zählte. Philosophie hin oder her, sagte er, ein Volk, das keinen guten Kaffee servieren kann, hat früher oder später das Nachsehen und fällt der natürlichen Auslese zum Opfer. Übermut und Glück verleiteten ihn zu solchen Sätzen. Das Ganze nannten wir von Ort zu

Ort, von Brasserie zu Brasserie unsere große Annäherung und Sondierung des französischen Terrains.

Mit unserem alten Škoda fuhren wir über die Landstraßen und mein Vater erzählte mir von seiner Kindheit, vom Hunger der Nachkriegszeit, und wie stolz er als kleiner Pionier war, wenn er ein großes Wort wie Antifaschismus aussprechen durfte. Später seien Menschen verschwunden und auf die Kahle Insel gebracht worden, und das Glück seiner Pionierszeit sei für immer der gefräßigen Vergangenheit in den Schlund gefallen. Wir aßen in kleinen Restaurants, und Vater trug mir ein Gedicht von Friedrich Schiller vor, das er seit seiner Kindheit auswendig konnte. Ein Teil seiner Vorfahren stammte aus der deutschsprachigen Bukowina. Ihnen und meiner in Istrien lebenden deutschen Großmutter war es zu verdanken, dass mein Vater Schiller las und seine Sprache liebte. Er brachte sie uns früh bei. Mutter war es mindestens ebenso wichtig, dass wir Französisch lernten. Sie hatte vor der Belagerung schon deutsche und französische Dichtung übersetzt. Morgens beim Frühstück mussten wir immer in der Sprache von André Bréton und Nathalie Sarraute miteinander reden. Manchmal fragte uns Mutter ab, und wir rezitierten dann, vor allem an den heißen Sommernachmittagen, die der deutschen Sprache gehörten, Gedichte von Else Lasker-Schüler, Paul Celan, Nelly Sachs. Sie hatte Verse parat wie andere Brot im Haus haben. Aus dem Französischen übersetzte sie einen Vorläufer der Surrealisten, er hieß Saint-Pol-Roux, und meine Mutter liebte ihn schon dafür, dass er sich selbst diesen Namen gegeben hatte. Später übersetzte sie alles von Marguerite Duras und zuletzt, bevor der Krieg ausbrach, arbeitete sie an André Brétons Buch *Nadja*. Ein

Jahrzehnt danach fand ich das Buch bei meiner Freundin Nadeshda in Berlin. Ich entdeckte auch Duras' *Verzückung der Lol. V. Stein* in ihrem Bücherregal, sie konnte das ganze Buch nahezu auswendig.

Vater war müde. Er konnte sich nicht aufs Fahren konzentrieren. Wir übernachteten bei einer befreundeten Familie im Friaul. Auf der Weiterfahrt erzählte er mir noch vom Gefangenenlager auf der Kahlen Insel, er sprach seit langem wieder von Onkel Milan und Tante Sofija. Ich bekam Sehnsucht nach ihren Gesichtern. Onkel Milan war Architekt und in den späten Siebzigerjahren im ganzen Land für seine antifaschistischen Denkmäler berühmt. Seine raumschiffgroßen Anlagen musste jedes jugoslawische Kind einmal in seiner Schulzeit aufsuchen, spätestens nach der Weihung zum Pionier. Onkel Milan unterrichtete abwechselnd an den Universitäten von Split und Belgrad und war bei seinen Studenten sehr beliebt. Irgendwann fand man in seinem dalmatinischen Haus während der Hundstage, wenn alle Tiere faul in der Sonne herumliegen und jeder sich vor der Hitze ins Innere der Häuser rettet, eine frisch gedruckte sowjetische Zeitung. Das war damals nicht nur illegal, es war lebensgefährlich. Mein Onkel wurde verhaftet und musste stundenlang vor einem mehrköpfigen Komitee wiederholen, dass Tito schlauer als Stalin war. Um ein Haar wäre er auf der Kahlen Insel, jener berüchtigten Hölle der Adria, gelandet, auf der vierzig Jahre lang eine Strafkolonie zum Mediterran wie die Sonne zum Sommer gehörte. Vater erzählte mir von einem Dichter aus Belgrad, der ein paar Jahre später Präsident wurde. Er habe in den Achtzigerjahren die Insel aufgesucht, sich aber als

blind für die Wirklichkeit erwiesen. Er sah nichts anderes als die verschwenderische Schönheit des Südens: Palmen, Pinien und Zypressen. Die gleiche Sonne, dachte ich, begleitet Vater und mich jetzt auf unserer Reise. Ich schaute aus dem fahrenden Auto. Der Fall meines Onkels klang wie eine Erzählung für mich, wie etwas, das in einem Buch durch die Zensur geschwärzt worden war. Onkel Milan kam mit dem Leben davon. Das war ein Wunder, selbst in den Augen jener, die voller Inbrunst an den Kommunismus geglaubt und ihn als den einzig möglichen und notwendigen Gegenentwurf zum Faschismus angesehen hatten.

Das Wunder hatte eine lange Vorgeschichte. Mächtige Leute hatten sich für meinen armen Onkel eingesetzt. Anfangs verstand er selbst nicht, wer ihm half. Die Geheimpolizei gab ihm nach zwei, drei laschen Befragungen zu verstehen, dass man ihn in Ruhe lassen werde, wenn er bereit sei, das Land für immer zu verlassen. Noch bevor er sich zu einer Entscheidung durchringen konnte, verlor Tante Sofija ihr Engagement als Opernsängerin. Die beiden packten schnell einige Sachen zusammen und kamen in ihrem alten, mintgrünen Lada zu uns. Wir konnten uns alle noch von ihnen verabschieden. Ich erlebte zum ersten Mal die beunruhigenden Absenzen, die mich später mehr als alles andere zu mir selbst führten. Aber damals gab es mich nicht in den Lücken, und alles, was ich mit meinen Gedanken berührte, war ein schwarzes Nichts. Ich hatte immer gedacht, dass ich über die Lücken einfach hinweggehen könnte, langsamen Schrittes, wie über einen gerade zugefrorenen See. Aber ich habe nicht gewusst, dass die Lücken irgendwann

schmelzen, dass man einbrechen kann. Nur eine Ahnung hatte ich immer, ein Wissen, das mit der Hoffnung verbunden war, in meinem Inneren einen sättigenden Zustand zu erreichen, einen Punkt der Erlösung, von dem aus alles genau erkennbar war – mein Weg, meine ganz eigene Landkarte, meine Waffe gegen das schwarze Nichts.

Jetzt weiß ich, dass ich diesen Weg damals nicht sehen durfte. Das war die Prüfung. Jeder kann einen Weg gehen, den es schon gibt, aber es gibt ihn nur, weil andere ihn gegangen sind. Ich konnte meinen Weg nur mit geschlossenen Augen finden, mit dem dunklen Winter in mir, der meine Landkarte solange belagerte, bis ich bereit war, auf das zu verzichten, was Menschen gemeinhin ihre Zukunft nennen. Es hilft mir bis heute kein gestempelter Pass dabei, keine einmal erlernte Grammatik.

Der Punkt der Erlösung ist in meinem Inneren versteckt und in meiner Stirn spricht er zu mir, zeigt mir alles, was vor mir liegt, ohne mir genaue Namen zu nennen. Er ist jetzt ein Kompass in mir. Ich habe ihn nie vorher bemerkt. Vielleicht war er auch früher da, in einem Versteck, jenseits meiner Sprache. Jetzt ist er zuverlässig, er zeigt mir die Straße, den kleinen Supermarkt, den Baum im Hof, das Steinchen im Schuh. Und er ist mit dem Punkt in meinen Fingerkuppen verbunden, mit Nadeshdas Ohren, mit ihrem zärtlichen Blick, mit Ezras Lachen, mit Mischa Weisbands altem Vogelbestimmungsbuch. Der Punkt ist immer dort, wo nichts da und alles möglich ist, überall, an jeder Stelle, an der mir Innen und Außen als ein Ort begegnen, so, wie mir damals mit meinem Vater der Sommer als ein unendlicher Zeittunnel vorkam, der Augenblick immerwährend, jenseits irgendeiner Begrenzung.

Damals war es auch Sommer, jener Sommer, in dem meine kleinen Lücken begannen und Mutter mich immerfort auf die Risse in meinem Bewusstsein inspizierte. Ich hatte keine Ahnung, was dieser Abschied von Onkel Milan und Tante Sofija zu bedeuten hatte, wie endgültig er war, begriff ich erst Jahre später. Ein entfernter Verwandter, ein überzeugter Partisan und Kommunist der ersten Stunde, hatte während des Zweiten Weltkriegs einen jüdischen Partisanenfreund in seinem Haus versteckt. Zu einem Zeitpunkt, als sich niemand mehr traute, Juden zu helfen und die kroatischen Faschisten von Ante Pavelić angeführt wurden, kam das einem Gottesgeschenk gleich. Benito Mussolini unterstützte den fanatischen Pavelić. In ganz Europa galt er längst als skrupellos und amoralisch. Auf das Konzentrationslager Jasenovac war er stolz. Achtzigtausend Menschen kamen dort ums Leben und es gab mehrere Todestransporte nach Auschwitz. Unzählige Juden, Roma, Serben und kroatische Oppositionelle verloren ihr Leben. Der Freund überlebte und nutzte die erste Gelegenheit, sich bei meinem Onkel Milan zu bedanken. Er war ein angesehener Politiker. Sein einstiger Verfolger Ante Pavelić hingegen wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Das bekümmerte ihn wenig, hatte er nach Mussolini ganz schnell einen neuen Ersatzvater gefunden. In Argentinien stand er unter dem Schutz von Juan Domingo Perón. Als der gestürzt wurde, begab sich Pavelić in die Obhut des Spaniers Francisco Paulino Hermenegildo Teódulo Franco y Bahamonde Salgado Pardo, besser bekannt als General Franco.

Mein Vater wusste nicht mehr genau, wie es Onkel Milan und Tante Sofija gelungen war, auf die Schnelle Großmamas alten Küchentisch im mintfarbenen Lada unterzubringen. Aber er erinnerte sich noch immer sehr genau an einen beeindruckend irrationalen Schreianfall von Tante Sofija, die nicht einmal ihre Lieblingskleider eingepackt hatte, aber darauf bestand, dass der Tisch nach Frankreich müsse. Ich konnte mir nicht ausmalen, was für ein Schicksal meinen Onkel Milan und meine Tante Sofija auf der Kahlen Insel erwartet hätte. Andere Menschen, erklärte mein Vater, waren wegen ähnlich harmloser Sachen in die Strafkolonie geschickt worden. Viele stürzten sich irgendwann von den Klippen der Insel in die Fluten der Adria. Der Selbstmord war ihre einzige Möglichkeit, in Würde wieder sie selbst zu werden. Das passte für mich gar nicht zu unserem Land, es wirkte wie etwas auf mich, das anderswo geschehen sein musste, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass das Meer, an dem wir unsere glücklichen Sommer verlebten, anderen zum Grab geworden war.

Vater erzählte mir zum ersten Mal ausführlicher von damals. Ich konnte das Schluchzen meiner verängstigten Großmutter in Istrien geradezu hören, konnte meine Tante Sofija vor mir sehen, den alten Lada und den Kirschholztisch. Kaum ein anderes Auto kam uns auf den Landstraßen entgegen. Der Himmel war durchsetzt von tanzenden kleinen Wolken. Schwalben sahen wir so viele wie nie zuvor. Das war unser Sommer, diese Reise, quer durch Europa, unsere letzte gemeinsame Julifahrt. Gemessen an der Vergangenheit, lebten wir in friedlichen Zeiten. Alles war still auf jener Sommerfahrt, so still, dass ich den Flügel-

schlag der Schwalben hören konnte, selbst der Wind schien ihnen zu lauschen und sich dem Wogen der Bäume zu überlassen, das sich in mich einschrieb wie es sonst nur das Meer getan hatte, die Wellen, die sich in den Sommern an unseren Füßen brachen und denen das unbändige Lachen meiner Brüder folgte, ihr Übermut, ihre unermüdliche Lust, sich wieder und wieder ins Wasser zu werfen. Vater und ich schwiegen viel. Es sollte unsere letzte gemeinsame Reise sein, unser letztes gemeinsames Schweigen zu zweit.

Wir fuhren einen Monat später noch einmal nach Frankreich. Dieses Mal kamen meine Mutter und meine Geschwister mit. Es wurde eine laute Familienfahrt. Übermütig sang ich mit meinen Brüdern das Jugoslawien-Lied von Lepa Brena. Je fremder die Landschaften wurden, desto öfter sangen wir es. Wenn einer von uns damit aufhören wollte, fing ein anderer wieder von vorne an. Das Lied war ein Lobgesang auf unser Land und hieß *Živela Jugoslavija*. Es war uns egal, ob es Propaganda war oder nicht, die Zeilen waren naiv, machten aber gute Laune. Vater sagte, Lepa Brena werde im Alter sehr hässlich aussehen. Mutter lachte, weil sie das nicht glauben konnte. Lepa Brena war unsere jugoslawische Marilyn Monroe. Es war also unvorstellbar, dass wahr werden konnte, was Vater so wie eine kopflose Fliege dahergesagt hatte. Aber Lepa Brena war den Jugoslawen nicht nur wegen ihrer Schönheit wichtig. Auch die Menschen in Rumänien verehrten sie. Sie war eine besondere Vorbotin der Freiheit. In einem hautengen goldenen Kleid sang sie 1984 in Temesvar vor sechzigtausend Menschen auf einem Kran das gleiche naive Lied wie wir auf unserer Sommerreise. Und jene Menschen, die ihr

in Temeswar zujubelten, gingen als erste auf die Straßen und stürzten den verhassten Diktator wie meine Großmutter sagte: mit ihren wie Fenster weitgeöffneten Herzen. Sie war sich sicher, dass Lepa Brena dazu beigetragen hatte, das Unüberwindbare zu überwinden. Unsere Monroe singt noch immer. Aber leider sind Vaters Worte von damals wahr geworden. Sie ist nicht mehr schön, über ihre Lieder reden nur noch die wenigsten, vielmehr geht es um ihre mit Silikon bearbeiteten Lippen und die von Botox gelähmte Stirn. Mein Vater konnte damals natürlich nicht ahnen, dass nicht das Alter, sondern solche Eingriffe sie verunstalten würden. Es fehlte ihm dafür schlicht an Vorstellungskraft. Noch heute lässt meine Großmutter nichts auf Lepa Brena kommen. Niemand anderer als sie hatte die Rumänen in die Freiheit geführt! Dafür gebühre ihr Respekt.

Nach unserer Reise ist alles anders gekommen, als wir es gedacht haben. Meine Wünsche sind ein Luxusgut geworden. Ich bin zum Studieren nach Paris gegangen, aber nicht weil ich es geplant habe, sondern weil ich bald schon keine andere Wahl hatte. Als glückliche Ahnungslose kehrten wir damals nach Hause zurück. Unsere kleinen Einkäufe aus der Galérie Lafayette trugen wir wie eine kostbare Beute ins Haus. Wir saßen im Garten und tranken fröhlich Kaffee. Zwei Tage später erkrankte meine bosnische Großmutter. Im folgenden Winter starb sie. Vater bekam ein kleines Erbe und eröffnete mit diesem Geld für mich ein Konto bei der Crédit Lyonnais. Wir hatten nicht viel Zeit für unsere Trauer.

An einem stillen Nachmittag Mitte März hörten wir plötzlich Schüsse. Die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings hatten uns nach draußen gelockt. Meine Brüder spielten am Fluss. Ich war mir anfangs sicher, dass die Schüsse aus dem Fernsehgerät unserer halbtauben Nachbarin Alina gekommen waren. Ihr Fernseher war an die Musikboxen ihres Enkels angeschlossen, der ein Fan der Sex Pistols und Ramones war. Tantchen Alina schaute ständig alte Filme im Fernsehen, und wir waren gezwungen, sie in voller Lautstärke zu ertragen. Schon an den Nachmittagen, wenn Hardy Krüger und Curd Jürgens auf ihrem Fernsehschirm zu sehen waren, war sie in Aufregung versetzt und vergaß alles um sich herum. Die legendäre Schlacht an der Neretva, die für die jugoslawischen Partisanen den Wendepunkt des Krieges darstellte, war ihre große Obsession, der sie nachgehen konnte, weil das Staatsfernsehen sie geradezu täglich mit ihr teilte. Tantchen Alina konnte immer über Tito und die berühmte Schlacht reden. Auch wenn sie mir damit auf die Nerven ging, mochte ich sie doch, denn sie war die einzige, die meine Absenzen nicht beachtete, immer drauflosredete, druckreife antifaschistische Monologe von sich gab und mir auf diese Weise eine natürliche Abscheu vor den Namen Hitler und Mussolini einpflanzte.

Aber an jenem Märznachmittag waren die Schüsse alles andere als inszenierte alte Partisanenschüsse. Den meisten Menschen ging es wie mir. Keiner von uns glaubte an echte Schüsse. Es schien, als hätten wir den Zehn-Tage-Krieg in Slowenien aus dem vergangenen Jahr auf den Mars verlegt und die Vorkommnisse an der Donau und in Vukovar, die totale Zerstörung dieser Stadt, das Massaker im Lebensmittelkombinat, das noch im November für Erschütterung

und Trauer gesorgt hatte, einfach jenseits unseres Planeten und in eine andere Galaxie verortet.

Auch meine Eltern wollten es nicht wahrhaben, dass eine reale Bedrohung für unsere Stadt bestand. Dann fing alles an, Alltag zu werden. Wir gewöhnten uns an Geschichten, in denen erwachsene Männer mit Totenköpfen Fußball spielten. Meine Brüder spielten auch Fußball, aber mit einem normalen Lederball. Das ging eine Weile gut. Dann traten sie auf eine Mine. Ich war zufällig in der Nähe. Ein paar Straßen weiter weg hatte ich mich mit meinen Freundinnen zum Kaffee verabredet. Auf dem Rückweg sah ich meine Brüder. Auf dem Boden. Warum liegen meine Brüder auf der Straße?, dachte ich, auf dem Boden liegen sie und sagen nichts.

Eine kleine Menschenmenge hatte sich um sie versammelt. Zwischen zwei fremden Beinen sah ich die Füße meiner Brüder. Ich sah zuerst ihre Füße. Zuallererst die Füße. Die Füße meiner beiden Brüder waren schön. Ihre Zehen. Was für schöne Zehen sie haben, dachte ich. So flaumweich und zart wie zarte Federn. Ich ging zu ihnen. Ich küsste die Zehen. Was für schöne Zehen sie haben, dachte ich und dachte irgendwann nur das. Ich konnte nichts anderes mehr denken, ich glaube, es ging tagelang so weiter. Als ich zu Hause ankam, sagte Mutter, dass ich blute. Am Mund, sagte sie, du blutest am Mund. Nein, sagte ich, meine Brüder bluten. Mutter verstand nichts, sie dachte, dass meine Brüder im Garten spielten. Sie schüttelte mich. Sag etwas! Hast du wieder die Aussetzer, schrie sie mich an. Mein Kopf fiel nach hinten. Ich sah zum Himmel. Wolkenlos war er, das Blau so tief wie das Meer. Schwindel erfasste mich. Ich rannte mit ihnen in den Garten. Die Frühlings-

sonne blendete mich. Alles drehte sich in meinem Kopf. Mutter schrie. Tantchen Alina hatte ihren blöden Fernseher an wie immer. Vater tauchte von irgendwoher auf, und sie rüttelten jetzt beide an mir. In der Altstadt, sagte ich. Und dann war alles schwarz und wuchtig umfing mich das Dunkel.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich, dass meine Eltern weinten. Ihre Augen kamen mir unnatürlich groß vor, wie Spielklicker. Meine Brüder hatten viel schönere Zehen als ich. Meine Zehen sind hässlich. Sie hatten so viel schönere Zehen. Zwillingbrüder. Habe ich das schon erwähnt? Meine Brüder waren Zwillingbrüder und hatten identisch schöne Zehen. Sie waren immer doppelt. In allem. Dieses doppelte Glück ist jetzt weg. Für immer. Ich kann sie nicht mehr lachen hören. Manchmal höre ich nur die Wellen von damals. Das Meer jener Sommer. Die Augusttage unserer Kindheit in Istrien. Die Wellen sind noch da in meiner Erinnerung. Ich stelle mir vor, dass sie mir noch einmal ihre Stimmen wiedergeben und mein Ohr sie noch einmal hören kann. Das Wasser. Die Wellen. Die Bora. Unser liebster Fallwind. Der liebste Wind überhaupt. Ich höre sein Pfeifen. Aber keine Stimmen. Ich kann mich nicht mehr an ihre Stimmen erinnern. Alles sickert in meinen Kopf hinein, versickert dort, legt sich dort immer tiefer ab, und jeder Tag, der vergeht, überschreibt sie. Sand. Was kann ich davon beweisen, was über die Gegenwart des Glücks im Unglück für mich selbst bewahren? Ich denke heute auch an Ilja, meine erste Liebe, an unseren Treffpunkt hinter der alten Synagoge, daran, dass ich auch Ilja vielleicht nie wiedersehen werde, er aber immer noch lebt. Ein paar

Murmeln habe ich noch, die er mir geschenkt hat, als ich dreizehn wurde. Ich habe sie, zusammen mit den Fotos, von Land zu Land mit mir getragen. Auch er hat die belagerte Stadt verlassen. Ich habe von meiner Mutter erfahren, dass er seine ältere Schwester verloren hat und seit ein paar Jahren in Kalifornien lebt, in einer Stadt namens Bakersfield. Als die Belagerer auf dem Jüdischen Friedhof ihre Stellung bezogen, war Ilja ein paar Tage verschollen. Dann tauchte er plötzlich wieder auf. Aber seine Familie ging bei der nächsten Gelegenheit für immer fort, zuerst nach Frankreich, dann nach Amerika, und ich habe ihn seitdem nur noch auf Fotos gesehen. Zuerst hätte ich ihn fast nicht erkannt, alles an ihm sah anders aus, er war hager geworden, streng war seine Stirn in Falten gezogen. Nur seine Augen blitzten noch genauso schelmisch wie damals hinter der Synagoge.

Die Belagerer lauerten nun täglich oberhalb der Stadt. Mutter und Vater wollten nicht fort. Auf keinen Fall werden wir weggehen, sagte Vater, wir bleiben hier, sagte Mutter. Hier ist unser Zuhause. Hier sind unsere Toten. Ich aß nie wieder etwas, das bluten konnte. Mir fiel gar nicht auf, dass meine Mutter über Jahre hinweg die Namen meiner Brüder nicht mehr erwähnte. Wenn sie von ihnen sprach, dann immer als von ihren beiden Kindern, aber auch das geschah in den letzten Jahren ganze fünf Mal. Sie zieht es vor zu schweigen. Bis sie mich unvermittelt mit unserem Familiennamen ruft. Signorina Filipo sagt sie zu mir, neutralisiert mich auf diese Weise, nimmt mir meinen Vornamen weg, bevor sie wieder Dinge von früher richtigstellt, mich korrigiert und einfach behauptet, dass mich meine